

# Was nie vergessen werden darf

Millionen Biografien der Verfolgten des NS-Regimes ruhen in Archiven. Werner Kleemans Geschichte ist eine von ihnen. Von Dana von Suffrin



Um die Erinnerung an das Leben und die Geistesgeschichte der Juden Mitteleuropas vor der Shoah zu erhalten, gründeten deutsch-jüdische Emigrantinnen und Emigranten 1955 in New York, London und Jerusalem das Leo-Baeck-Institut. Darunter waren berühmte Intellektuelle wie Hannah Arendt und Martin Buber. Die Institution sammelt bis heute Objekte, Aufzeichnungen und Dokumente besonders auch von jüdischen Flüchtlingen und ihren Erben. Es ist die bedeutendste unabhängige Forschungseinrichtung zur deutsch-jüdischen Geschichte. Jetzt hat das Institut in New York und der Zweigstelle in Berlin seine Archive „für bekannte Autorinnen und Nachwuchsschriftsteller“ geöffnet. Diese haben sich dort mit Zeugnissen beschäftigt, um Texte zu schreiben, die, so das Leo-Baeck-Institut, „ähnlich der Stolpersteine in europäischen Städten, Gedenkstücker für Menschen sein sollen, die heute ganz oder fast vergessen sind“. Den Beitrag der Schriftstellerin Dana von Suffrin, deren zweiter Roman „Nochmal von vorne“ gerade erschienen ist, dokumentieren wir hier.

Das Leben von Werner Kleeman klingt wie eine jener Geschichten, die einen zunächst vor Erleichterung aufseufzen lässt: Kleeman, Jude, konnte in letzter Minute vor den Nazis fliehen – zumindest sein Leben haben sie nicht

bekommen. Er wurde 1919 im kleinen unterfränkischen Ort Gaukönigshofen, Landkreis Würzburg, geboren, laut Gestapoakten war er 179 cm groß, von Gestalt schlank, die Haltung straff, der Gang lebhaft, die Gesichtsfarbe ocker und das Kopfhhaar braunrot, die Zähne des hinteren Gebisses lückenhaft. Kleeman wanderte Anfang 1939, 19-jährig, über England in die USA aus, er strich das ursprünglich auf seine deutsche Herkunft hinweisende hintere zweite n aus seinem Nachnamen. In New York arbeitete er als Handlungsreisender.

Doch auch hinter der Geschichte einer erfolgreichen Emigration verbirgt sich eine Wunde, die niemals heilen konnte. Kleemans Leben war für immer durch die NS-Zeit geprägt. 50 Jahre lang hat Werner Kleeman um Entschädigung für das ihm widerfahrene Unrecht gekämpft. Er forderte Kompensation für mehrere Verluste, Diebstähle, Erschwernisse und Ausfälle. Im Verlauf der Reichspogromnacht festgenommen war er vom 10. bis zum 20. November 1938 im Gefängnis Ochsenfurt inhaftiert. Danach wurde er noch über vier Wochen im Konzentrationslager Dachau festgehalten.

In Gaukönigshofen selbst wurde während der Novemberpogrome 1938 „mit vereinten Kräften“ die Synagoge, die jüdische Schule und Wohngebäude von Juden zerstört. So wie Kleeman wurden mehrere jüdische Einwohner des Ortes misshandelt, in

„Schutzhaft“ genommen und dann auf Lkws verladen und dem Gerichtsgefängnis im nahen Ochsenfurt überstellt.

Im Bayerischen Hauptstaatsarchiv findet man dazu einen Vermerk des damaligen Bezirks-Arztbes: „Der Jude Werner Kleeman, geb. am 26.9.19 aus Gaukönigshofen, der im Amtsgerichtsgefängnis Ochsenfurt inhaftiert ist, ist für die Unterbringung in einem Lager tauglich.“ Kleeman blieb etwa zehn Tage im Gefängnis und wurde dann in das Konzentrationslager Dachau gebracht. Sein Vater richtete in den folgenden Wochen Gesuche an das Konzentrationslager, in denen er um die Freilassung seines Sohnes bat. Dem zweiten Gesuch wurde stattgegeben: „Gegen die Entlassung des Juden Werner Kleemann aus Gaukönigshofen bestehen keine Bedenken, da er nach anliegendem Schreiben des Britischen Generalkonsulats Frankfurt/Main nach Vorlegung eines gültigen Passes den Sichtvermerk zur Einreise nach England erteilt bekommt.“

Kleeman hatte Glück: Ein entfernter Verwandter verhalf ihm tatsächlich zu einem Visum. Er flüchtete nach seiner Entlassung nach Großbritannien und lebte als sehr junger Mensch ein Jahr allein in England, wo er auf die Barmherzigkeit seiner neuen Mitbürger angewiesen war. Nach diesem Jahr in England erreichte Kleeman endlich New York, sein eigentliches Wunschziel.



Links oben: Werner Kleeman. Oben: die Autorin Dana von Suffrin. FOTOS: JØRGENSEN, HESS

Mitte der 1950er-Jahre versuchte Kleeman erstmals den neuen deutschen Staat dazu zu bringen, ihn für das erlittene Unrecht zu entschädigen. Das Bayerische Landesentschädigungsamt in der Arcisstraße in München verhandelte die Fälle rassistisch, religiös und politisch Verfolgter aus Bayern – vor allem jüdischer Opfer. Es war bis in die 1990er-Jahre vor allem für die immateriellen Schäden, etwa an der Gesundheit zuständig. Dort wurden im Laufe der Jahrzehnte fast eine halbe Million Fälle bearbeitet.

Kleeman wollte zunächst für die Haft kompensiert werden. Bald auch dafür, dass er 1933 vorzeitig die Schule verlassen musste. Wegen des Antisemitismus seiner Mitschüler und Lehrer. Seine verpasste Ausbildung musste er später in New York mühsam auf der Abendsschule nachholen. Außerdem hatte die Gestapo ihm eine Arbeitskarte im Wert von 200 Mark abgenommen. Er forderte auch die Sonderabgaben und die Reichsfluchtsteuer zurück, die er bei seiner Ausreise absurderweise bezahlen musste. Kleemans erster Anwalt unterstützte ihn, so gut er konnte. 1955 musste er

ihm jedoch mitteilen, dass dieser für die Zeit im Gefängnis keine Entschädigung zu erwarten habe und hinsichtlich der Lagerhaft „nur volle Monate“ berücksichtigt würden. Kleeman erhielt genau 150 Mark für die Haft in Dachau, also die vorgesehene Summe pro Monat im Konzentrationslager. Für die versäumte schulische Qualifikation erhielt er eine „Beihilfe zu den Aufwendungen, die ihm bei der Nachholung seiner Ausbildung entstanden sind“ in Höhe von 5000 Mark.

Kleeman war durchaus resolut in der Durchsetzung seiner Ansprüche; um die Verfahren zu beschleunigen, schrieb sein zweiter Anwalt (nach dem Tod des ersten) 1957 an das Landesentschädigungsamt, dass Kleeman die Verzögerungen als Schikane und die Korrespondenz mit dem Amt als unhöflich und unpersönlich empfand. Der Anwalt selbst erklärte dem Gericht, das Kleemans Beschwerden „jeder Objektivität entbehren“. Er bat das Gericht aber darum, „nach Möglichkeit doch einen Teilschaden des Antragstellers fertzustellen und zu verabschieden.“ Kleeman benötigte anscheinend dringend Geld.

Nach der Entschädigung für die Haft und für die vorenthaltene Ausbildung forderte Kleeman nun Kompensation für einen gesundheitlichen Schaden, der ihm während der Lagerhaft zugefügt wurde. Seinem Anwalt legte er 1957 dar, dass er sich

im KZ Dachau „durch die schamlose Behandlung“ und die unzureichende Kleidung eine chronische rheumatoide Arthritis zugezogen hatte, unter der er zeit seines Lebens litt. Er hatte sich aus diesem Grund selbständig machen müssen, denn er war gezwungen, sich an manchen Tagen zu Hause auszuruhen.

Etwas später entschied das Landesentschädigungsamt dennoch erneut abschlägig, nachdem ein Gutachter in New York Kleeman attestierte, dass die 1945 erstmals aufgetretenen Schmerzen nicht ursächlich auf die schlechte Behandlung in Dachau 1939 zurückzuführen seien. Einen Anspruch auf Kapitalentschädigung und Rente wegen „Schadens an Körper oder Geist“ lehnt das Amt als unbegründet ab. Kleeman widersprach, suchte Zeugen und gab zu Protokoll, er habe, sich zwischen 1940 und 1944 als Neuankommeling in den USA

## Nach 1945 betrat Kleeman nie wieder deutschen Boden

keinen Arzt leisten können, der ihm das hätte bescheinigen können. Doch in Deutschland stimmte niemand seiner Argumentation zu. Später, Mitte der 1990er-Jahre, ging Kleeman erneut vor Gericht und beantragte Altersruhegeld. Dafür musste er nachweisen, dass er mindestens 60 Monate bei der Sozialversicherung gemeldet war. Er fand gegen alle Widerstände Zeugen, die das bestätigten.

Die Aktenlage war jedoch erneut kompliziert; die Unterlagen der Gemeindeverwaltung wurden 1945 bei einem Rathausbrand vernichtet. Auch in Kleemans Heimatgemeinde Gaukönigshofen fand sich nichts, was Kleeman hätte helfen können. Auf dem Papier sah es deshalb so aus, als habe Kleeman nie oder nur sehr kurz Rentenversicherungsbeiträge entrichtet. Das Gericht musste erneut gegen Kleeman entscheiden, bat aber seine Anwälte darum, „dem Auftraggeber unbedingt mitzuteilen, dass es an seiner Glaubwürdigkeit keinerlei Zweifel hegt“. Aber Gesetz ist Gesetz, und die Beweislast lag in diesem Fall beim Opfer.

Werner Kleemans Haus in Queens kann man sich im Internet ansehen, weil es gerade zum Verkauf stand. Kleeman heiratete und bekam zwei Kinder. Auch dem Rest der Familie gelang die Emigration. Kleeman lehnte es nach seiner Flucht ab, Deutsch zu reden, er kam als Angehöriger der US-Armee nach Deutschland, kehrte auch in seinen Heimatort Gaukönigshofen zurück und half, ehemalige Nazis für ihre Beteiligung an der Reichspogromnacht zu bestrafen. Nach 1945 betrat er nie wieder deutschen Boden. Er schrieb als alter Mensch ein Memoir über sein Leben, 2018 verstarb er in Queens. Sein Fall ist nur einer von Hunderttausenden.

## Trotz aller Widerstände

Der kubanische Startänzer Osiel Gouneo hat eine Karriere gemacht, wie sie in der Ballettwelt noch vor einem Jahrzehnt undenkbar schien. Jetzt erscheint seine Autobiografie.

Oslo, 2014: Osiel Gouneo, noch keine 25 Jahre alt und schon Spitzensolist des Norwegischen Nationalballetts, soll John Crankos „Onegin“ proben. Es gibt drei weitere – weiße – Besetzungen für seinen Part, die ihre Eignung unter Beweis stellen dürfen. Nicht so Gouneo. Unter Protest verlässt der Kubaner den Raum. „Ich weiß, Rassismus ist ein großes Wort“, erklärt Münchens umschwärmter Star-Ballerino in seiner Autobiografie „Black Romeo“. Dennoch und trotzdem gilt: „Auch ich habe ihn in Europa erlebt.“ Und zwar mehr als einmal.

Das „Onegin“-Trauma wiederholt sich, als Gouneo 2015 den Liebhaber in „Mannon“ von Kenneth MacMillan tanzen soll. Was die Witwe des Choreografen zu verhindern weiß. Ein Schwarzer, PoC, ein Mann mit dunkler Hautfarbe als Bühnen-Liebhaber einer hellhäutigen Ballerina? Noch vor einem Jahrzehnt schien das nicht nur für Lady MacMillan undenkbar. Inzwischen sind Rassismus und Klassismus auch in der Ballettwelt nicht mehr selbstverständlich. Nicht zuletzt dank charismatischer Tabubrecher wie Osiel Gouneo, der seit seinem Münchner Debüt 2016 einen Triumph nach dem anderen feiert.

Ob kraftvoll oder filigran, lyrisch oder expressiv – jeder seiner Heldenauftritte verbindet technische Brillanz mit darstellerischem Genie. Gouneo hat sich als Tanzmarke etabliert und tut es nun Fußballikonen gleich, indem er das eigene Image steuert: Mit „Black Romeo“ erzählt der Mittdreißiger die Geschichte seiner kubani-

schen Herkunft und seines Gipfelsturms – Überwindung rassistischer Hindernisse inklusive.

Assistiert von dem Journalisten Thilo Komma-Pöllath, nimmt sich Gouneo in dem Buch auch seine eigene Bubble zur Brust: die Ballettwelt, die einerseits total globalisiert, andererseits mit Kleingeistigkeit, hierarchischer Hybris und Traditionsfetischismus geschlagen ist. Missstände, die der Tänzer klug kritisiert, wobei er hier und da vielleicht allzu subjektiv urteilt. Etwa, wenn er die klassikerselektierte Repertoirepolitik – „die Dauerbrenner“ à la „Schwanensee“ – infrage stellt, aber Stereotype wie den „Mohr“ in Strawinskys „Petruschka“ ausschließlich unter Besetzungsaspekten diskutiert: Typecasting hin, Blackfacing her, was will uns die Figur eigentlich sagen?

### Ein blinder Fleck bleibt das Bild vom Putin-Freund Zelensky

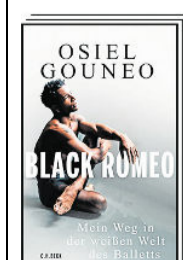
Erhellend sind seine Ausführungen zum Thema Selbstzensur. Aber wird, wie er meint, tatsächlich „der Mut immer kleiner“? Ob queer, ob PoC – es sind doch gerade couragierte Minderheiten, die für die Neubewertung historischer Stoffe sorgen. Nicht zuletzt gehört Gouneo selbst zu diesen Pionieren, spätestens seit er sich 2019 an Daniel Proiettis „Rasa“-Inszenierung beteiligt hat: am Versuch, den Klassiker

„La Bayadère“ von zaristischen Kolonialfantasien zu befreien und radikal zeitgenössisch zu deuten. Fazit: Wann immer der Modernisierungstau des Balletts in Sicht kommt, lehnt sich Gouneo in „Black Romeo“ weit, aber nie zu weit aus dem Fenster.

Widersprüchlich bleibt auch das Bild, das der Tänzer von Igor Zelensky zeichnet, seinem einstigen Mentor in München. Der Russe, der 2015 an die Spitze des Bayerischen Staatsballetts rückte, holte Gouneo ans Haus und bescherte ihm mit dem so wjetgestählten Sklavendrama „Spartakus“ einen Sensationserfolg. Umgekehrt geht der einstige Schützling nun der einen oder anderen Selbststilisierung des früheren Chefs auf den Leim. Denn alles, was sich Zelensky als „künstlerische Erneuerung“ gutschrieb, bis hin zum Anspruch, „das Althergebrachte mit der Avantgarde zu versöhnen“ – all das gehört zur Matrix des Bayerischen Staatsballetts und gedieh schon unter dem Vorgänger Ivan Liška prächtig.

Und hätte Zelensky es wie Osiel Gouneo gehalten und dem Kremelherrn Wladimir Putin nur ein paar Mal die Hand geschüttelt – er wäre immer noch Münchner Ballettdirektor. Stattdessen unterhielt er familiäre Verbindungen und verdingte sich als Kulturbereiter auf der annektierten Krim. Diese Nähe zur Macht kostete ihn das Amt. Abgesehen davon kniff er, als Gouneo den schneeweißen Hasen in Christopher Wheeldons „Alice in Wonderland“ tanzen wollte, und bot ihm ersatzweise die harmlose Rolle des Gärtnerjungen an. Der Düpierte kreierte es ihm erstaunlicherweise nicht an.

So weit die blinden Flecken in Osiel Gouneos „Black Romeo“. Jenseits davon hat das Buch große Stärken, etwa wenn es allgemein um den Beruf des Tänzers geht, der ein Knochenjob ist; oder um die Zukunft der Tanzkunst, die mit sich selbst, ihrem Erbe, dem Dauerspagat zwischen Drill und Kreativität ringt. Im Übrigen hat Gouneo die Gespenster seiner Vergangenheit besiegt: Vor zwei Jahren tanzte er schließlich doch noch den Onegin in Oslo und erlebte „pures Glück“. Er hat es selbst geschmiedet – und dafür jede Bewunderung verdient. **Dorion Weickmann**



Osiel Gouneo: Black Romeo. Mein Weg in der weißen Welt des Balletts. C. H. Beck, München 2024. 251 Seiten, 28 Euro.

## Ein Land, das nicht zur Ruhe kommt

Sechs Monate lang war Ingo Schulze Stadtschreiber im Ruhrgebiet und hat ein Buch über Menschen, Fußball und eine ganz besondere Farbe veröffentlicht.

Ingo Schulze war vergangene Woche vor allem deshalb bekannt, weil er sich im Stern für Friedensverhandlungen zwischen Russland und der Ukraine aussprach. Er fügte dem ein „es muss doch eine Perspektive der Verhandlungen geben“ hinzu, was einigermaßen schräg ist, schließlich wollen derzeit weder die Ukraine noch Russland verhandeln. Der gebürtige Dresdner Ingo Schulze aber ist auch noch als Autor bekannt, als einer, der Fußball liebt und von Oktober 2022 bis Mai 2023 auf Einladung der Brost-Stiftung Stadtschreiber im Ruhrgebiet war. In dieser Zeit besuchte er Spiele von Borussia Dortmund, Schalke, Rot-Weiß Essen. Seine Gesprächspartner treffen sich gern im Stadion, und Schulze tut das auch.

Die Passagen aus dem Stadion gehören zu den schönsten seines Buches „Zu Gast im Westen“, das aus dieser Zeit hervorgegangen ist. Beispielsweise über die variable Zeitwahrnehmung: vor dem Spiel zerreißt wie vor Weihnachten, nach dem Spiel ein Nichts, eine Abwesenheit von Zeit, ein „Zeitloch“. Oder über die Südröhre im Westfalenstadion, wo er Menschen sieht, die da stehen, „als stünden sie immer schon dort“. Sehr spitz auch sein Mitgefühl mit Dresdnern oder Berlinern, die in einer Stadt „ohne wirkliche Spitzenmannschaft“ leben müssen.

Andererseits handeln auch einige der schwülstigeren Passagen vom Fußball. Eine Eintrittskarte, auch wenn sie 71,50 Euro kostet, ist kein „Opfer“ und das Stadion kein „Tempelbezirk“. Ohnehin ist „Zu Gast im Westen“, darin einem Tagebuch nicht unähnlich, stilistisch ein wenig zerklüftet. Zwischen originellen Beobachtungen und gelungenen Szenen finden sich schier endlose Zusammenfassungen von Gesprächen oder Büchern.

### Je länger das Zeitalter der Kohle zurückliegt, desto mehr Malocher-Kult

Schulzes Methode hingegen ist in ihrer Zufälligkeit nur stringent. „Wenn man mich einlud, bin ich hingegangen“, das vertritt größtmögliche Offenheit. Die Lehrerin einer einst verufenen, nun aber gefeierten Grundschule in Mülheim hat ihn eingeladen und Essens gerade pensionierter Polizeipräsident, ein Klempner aus Gelsenkirchen und die Musiker der Essener Philharmoniker, linke Buchhändler, Lokalpolitiker und ein ehemaliger Republikflüchtling. Sie alle finden in Schulze einen vorurteillosen Zuhörer, der eine fast demonstrative Naivität ebenso offenlegt wie den Referenzrahmen seiner ostdeutschen Herkunft. Es ist vielleicht kein Zufall, dass der Vergleich zwischen dem untergegangenen



So ähnlich sieht sie aus, die Farbe „Rheinorange“, die es im Ruhrgebiet zu sehen gibt. Hier an der Zeche Gneisenau. FOTO: IMAGO/ZOONAR

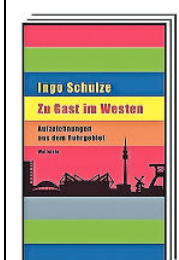
Osten und dem tiefen Westen dort am fruchtbarsten ist, wo es um Arbeit geht, schwere, körperliche Arbeit oder, ortstypisch, Maloche. Hier wie dort habe physische Arbeit ihren Stellenwert als Wirtschaftsfaktor längst eingebüßt, so Schulze, nur hatte der Verlust unterschiedliche Effekte. Während die ideologisch hergeleitete Privilegierung des physisch Schuftens im „Arbeiter- und Bauernparadies“ nach 1989 in eine „fatale Abwertung der Arbeiter“ umschlug, steigert sich das Ruhrgebiet in einen umso leidenschaftlicheren Malocher-Kult hinein, je länger das Zeitalter von Kohle und Stahl zurückliegt.

Nicht nur Schulze, sondern auch einige seiner Gesprächspartner sehen diese Erklärung kritisch. Was sei denn das für ein Ideal, seinen Körper durch harte Arbeit zu ruinieren, fragt der Schalker Heimatpfleger Olivier Kruschinski, während „Technik, Feinschliff, Taktik, Köpfchen“ keine Rolle spielten, dabei seien gerade dies doch die Fertigkeiten des Ruhrgebiets, nicht nur in der Industrie, sondern auch im Fußball? Sein Fazit: „Wir brauchen eine neue Erzählung, eine andere Story.“

Diese neue Meistererzählung ist Ingo Schulzes Buch nicht. Wie sollte es auch? Aber es verrät einen dann eben doch nicht nur zufälligen Blick auf eine Region, die von der Selbstüberschätzung und Selbstausbeutung des Menschen erzählt und von den Verheerungen, die beides anrichtet, kurz: vom Anthropozän. Nach dem Ende der Schwerindustrie ist der gesamte Raum an Rhein und Ruhr um zehn, zwanzig Meter abgesackt. Alles im Ruhrgebiet bewegt sich, Schächte, Gruben, Flüsse müssen ein-

gehet und bewirtschaftet werden, damit Menschen hier überhaupt noch leben können. Ein ausgeklügeltes System aus Grubenentwässerung, Wassermanagement, Halden- und Polderbewirtschaftung soll eine Landschaft stabilisieren, die nicht zur Ruhe kommt. „Über 150 Jahre hat sich das Ruhrgebiet verausgabt, hat produziert und geliefert“, schreibt Schulze: „Zurückgeblieben ist die wohl künstlichste Landschaft Deutschlands, wahrscheinlich Europas.“

Ingo Schulze ist ein Gast, wie man ihn jedem Ort nur wünschen kann, bescheiden, neugierig, mit viel Sinn auch für die nicht marktgängige Schönheit. Am Zusammenfluss von Rhein und Ruhr in Duisburg – Schulze nennt es den „Bosporus“ – steht die Stele „Rheinorange“ des Kölner Künstlers Lutz Fritsch. Die Bezeichnung spielt auf die flammende Farbe des Nachthimmels beim Abstich an, und hat sogar eine genaue Bezeichnung, RAL 2004, „reinanorange“. Am Bosporus des Ruhrgebiets zu sitzen und dem Abendhimmel beim Verglühen zuzusehen, schreibt Schulze, das könnte ihm schon gefallen. **Sonja Zekri**



Ingo Schulze: Zu Gast im Westen. Aufzeichnungen aus dem Ruhrgebiet. Wallstein Verlag, Göttingen 2024. 344 Seiten, 24 Euro.



Der Tänzer Osiel Gouneo in einer Aufführung von „La Esmeralda“ im April 2015 in St. Petersburg. FOTO: IMAGO